

Therese Hörnigk "Der Schlüssel liegt im kleinen Engagement."

Jeanine Jud im Gespräch mit Therese Hörnigk, Literaturwissenschaftlerin und Vorsitzende der Christa Wolf Gesellschaft, über das Vermächtnis der DDR-Literatur

(erschienen in: German reunification and the legacy of GDR literature and culture, Brill Rodopi, Leiden Boston 2018, Edited by Deirdre Byrnes, Jean E. Conacher, Gisela Holfter)

J.Jud: Frau Hörnigk, die Konferenz in Limerick im November 2014 zum 25. Jahrestag des Mauerfalls, worauf sich dieser Band bezieht, befasste sich mit Fragen nach dem Vermächtnis der DDR-Literatur. Was sind Ihrer Meinung nach die heutigen Themen, mit denen man sich in Hinblick auf die DDR-Literatur als Ganzes, beschäftigen sollte?

T. Hörnigk: 25 Jahre nach dem Ende der DDR scheint es mir aus literaturhistorischer Sicht sinnvoll, mehr über "Literatur im geteilten Deutschland" zu sprechen. Damit sollte keineswegs verwischt werden, dass die in der DDR-Zeit entstandene Literatur spezifische Eigenheiten aufwies, ebenso, wie die Literatur, die in der gleichen Zeit in der Bundesrepublik geschrieben wurde. Aber während diese heutzutage vielerorts gemeinhin als deutsche Literatur in die Literaturgeschichte eingeht, also nach ihrer Nationalität benannt wird, wird die im Osten Deutschlands entstandene Literatur mit ihrer Staatszugehörigkeit definiert und bekommt damit zuweilen den Status von Aus- bzw. Abgrenzung.

Interessanterweise haben Schriftsteller, die in der DDR gelebt und geschrieben haben, die Zuschreibung ""DDR-Literatur" selbst schon in den frühen 80er Jahren problematisiert.

Ich denke, die Romane, Stücke oder Gedichte von Wolf, Heym, Müller oder Braun gehören ebenso zum Kanon deutscher Gegenwartsliteratur des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts wie die Werke von Grass, Walser, Rühmkorff oder Enzensberger. Natürlich verändern sich Rezeption und Wirkungsweisen von Literatur in der Geschichte unabhängig von ihrem Entstehungsort. Er ist beileibe nicht das wichtigste Bewertungskriterium für wirklich gute Literatur. Was ja nicht bedeutet, dass die Eigenheiten gesellschaftlicher Möglichkeiten und Widersprüche ihrer Entstehungszeit in einem konkreten Raum mit in die Werke eingeschrieben wurden.

J. Jud: Dann meinen Sie, dass der Begriff „DDR-Literatur“ als solches abgeschafft werden sollte?

T. Hörnigk: Ich plädiere nicht für rigorose Varianten wie: entweder – oder. Natürlich dient der Begriff auch in der literaturwissenschaftlichen Betrachtung einer Zuordnung – nur meine ich, dass man nach mehr als einem Vierteljahrhundert neu vereinigter deutscher Geschichte den Blick wieder auf Gemeinsamkeiten **und** Unterschiede fokussieren könnte. Denn auch die in der DDR entstandene Literatur beruft sich auf den Kanon deutscher klassischer Literatur.

J. Jud: Was verbinden Sie mit dem Begriff „DDR-Literatur und -Kultur“?

T. Hörnigk: Da ich mit Literatur in der DDR aufgewachsen bin, ist mir neben den deutschen Klassikern, sicherlich Brecht näher gewesen als Benn. Antifaschismus würde mir als erstes einfallen, den ich nicht als "verordnet" erfahren habe. Die wichtigsten Autoren waren für mich zunächst die Stücke und Bücher der aus Nazideutschland vertriebenen oder geflüchteten Autorinnen und Autoren wie Bertolt Brecht, Anna Seghers, Heym, Hermlin und viele andere. Sie hatten einen großen Einfluss auf die junge Generation von Autoren wie

Christa Wolf, Erwin Strittmatter, Jurek Becker, Hermann Kant oder Volker Braun, die zu Beginn der sechziger Jahre in das literarische Leben eintraten.

Ich erinnere mich, dass während meines Germanistik-Studiums an der Berliner Humboldt-Universität bis Ende der sechziger Jahre "deutsche Gegenwartsliteratur" als Fach gelehrt wurde. Heinrich Böll wurde genauso als Teil deutscher Nachkriegsliteratur behandelt wie Anna Seghers. Der Eigenname "DDR-Literatur" kam erst Ende der sechziger Jahre in den allgemeinen Sprachgebrauch, als die DDR ihre Eigenstaatlichkeit in die Verfassung aufnahm.

Sicherlich hatten Kultur und Literatur in der DDR einen ganz besonderen gesellschaftlichen Stellenwert. Vielfach galten Bücher wie auch Theater als eine Art Ersatzöffentlichkeit. Die Dresdener Kunstausstellungen der zeitgenössischen Bildenden Kunst glichen Wallfahrtsorten. Literatur und Kunst waren in dieser geschlossenen Gesellschaft ein ganz wichtiges Kommunikationsmittel um die Widersprüche der Gesellschaft, die Erwartungen, Utopien und Enttäuschungen auszudrücken. Sie galten als moralische Instanz oder sogar als Lebenshilfe. In der Literatur wurden Probleme an- und ausgesprochen, für die es andernorts keine öffentlichen Diskursmöglichkeiten gab. Das war keineswegs immer zum Vorzug der Literatur oder des Theaters. Wenn beispielsweise hinter jedem Klassikersatz eine politische Spitze vermutet wurde, geriet die Ästhetik manchmal wirklich ins Hintertreffen.

Kunst und Kultur standen jedoch auch gerade wegen dieser Wirkungsmächtigkeit im Focus der politisch Verantwortlichen. Dem gesprochenen und geschriebenen Dichterwort wurde auf allen Ebenen ein immenses Gewicht beigemessen. Heute erschiene es uns wie eine Grotteske, wenn sich Parteien, oder sogar die Regierung mit einem Buch oder Bild befassen und sich als Zensoren betätigten. Dafür gibt es andere Regularien.

Aber zweifellos haben Literatur und Kultur in der DDR insgesamt sicherlich dazu beigetragen, die Wirklichkeit transparenter zu machen und damit Impulse zur Veränderung gegeben. Ich denke dabei etwa an den Moraldiskurs, der in der Diktatur subversive Qualitäten hatte. Kategorien wie Gewissen, Schuld, Verantwortung, Verrat oder Versuchung waren ja weitgehend aus den politisch bestimmten öffentlichen Diskursen getilgt worden. Viele Autorinnen und Autoren benannten aber gerade diese Defizite der Gesellschaft in ihren Werken und brachten sie so ins öffentliche Bewusstsein und in die Debatten.

J. Jud: Welche Netzwerke im Kontext Ihrer Arbeit waren für Sie vor 1989 entscheidend und wie veränderten sich diese Verbindungen nach dem Mauerfall? Welche Auswirkungen hatte es speziell auf frühere DDR-interne und Ost-Westbeziehungen?

T. Hörnigk: Ich habe als Literaturwissenschaftlerin in der Akademie der Wissenschaften gearbeitet. Bei uns herrschte ein offeneres Arbeitsklima und wir haben versucht, auf vielfache Weise mit anderen Institutionen zusammenzuarbeiten. Selbstverständlich waren auch wir an diesem privilegierten Ort einem ideologischen Überwachungssystem unterworfen. Dennoch wurden uns andere Freiheiten eingeräumt, als beispielsweise den Wissenschaftlern an den Universitäten. Ich habe diesen Gegensatz zu den Arbeitsbedingungen an den Universitäten durch meinen Mann, Frank Hörnigk, hautnah miterlebt.

Unser Zentralinstitut für Literaturgeschichte bekam es zuweilen vor allem mit der Parteiinstanz in Gestalt des Literaturinstituts an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften zu tun, die die päpstliche Oberhoheit hatte. Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Um die Mitte der siebziger Jahre gehörte ich zu einer Gruppe jüngerer

Wissenschaftlerinnen, die sich aufmachte, die Gegenwartsliteratur der DDR auf ihre Rezeptions- und Wirkungsbedingungen in der Literaturgeschichte neu zu untersuchen. Die Akademieforschung war bislang ziemlich ausschließlich auf Klassik, Aufklärung, Romantik konzentriert. DDR-Literatur hatte bis dahin als Gegenstand von Forschungsvorhaben so gut wie keine Rolle gespielt. Das hatte natürlich seine Gründe. Als wir unserem Direktor das Vorhaben vortrugen, sagte er spontan: „Seid ihr denn verrückt? Wenn ihr euch damit beschäftigt, holt ihr uns sofort das Politbüro ins Haus.“ Was auch prompt passierte. Das erste gemeinsame Projekt unserer Gruppe war *Werke und Wirkungen*. Ein Sammelband mit Beispielen widerspruchsvoll verlaufender Rezeptions- und Wirkungsgeschichten. Ich hatte mir *Nachdenken über Christa T.* ausgesucht. Das Unternehmen endete zunächst im Chaos. Wir bekamen fürchterlichen Ärger. Es hagelte Kritik "von höherer Stelle", wie es damals hieß, weil die kritisierenden Instanzen ja häufig anonym blieben. Man wurde selten mit den tatsächlichen Zensoren konfrontiert, sondern immer nur mit "besorgten" Kollegen, beispielsweise aus der Akademie für Gesellschaftswissenschaften oder anderer Parteiinstanzen. Was wir nicht bedacht hatten, war, dass viele der Kritiker, die beispielsweise Ende der sechziger Jahre ein Buch wie Christa Wolfs *Nachdenken über Christa T.* und seine Autorin heftig angegriffen hatten, immer noch im Amt waren und großen Einfluss darauf hatten, was an die Öffentlichkeit gelangen durfte. Kurz und gut, wir wurden aufgefordert, das ganze Projekt noch einmal neu zu überarbeiten, ehe es endlich 1987 mit dem Untertitel "DDR-Literatur in der Diskussion" bei Reclam erscheinen konnte.

Als Wissenschaftler mit Interesse an der Gegenwartsliteratur, hatte man sich im Grunde zu entscheiden, ob man sich auf die Seite der Autoren schlug, oder risikoärmer auf der Seite der Partei und des ideologischen Wohlgefallens stehen wollte. Es begann schon mit der Wahl einer Autorin oder eines Autors oder auch einer Literaturepoche, wie etwa der Romantik noch in den sechziger Jahren. Wenn man sich also für Christa Wolf oder Heiner Müller entschied, mussten die Problemlagen von vornherein kalkuliert werden, zusammen mit den Autoren ins Sperrfeuer der Kritik zu geraten.

In meinem Fall war das so: als ich mir vornahm, innerhalb unserer Gruppe eine Christa Wolf Monografie zu schreiben, war mir durchaus bewusst, das dieses Projekt nicht ganz unkompliziert vonstatten gehen würde. Bisher hatte sich aus wohl bekannten Gründen, noch niemand aus der älteren, etablierten Garde der Germanisten für ein solches Projekt interessiert. Ich hatte damals nichts zu verlieren. Weder einen Posten noch sonst etwas. Und eine höhere Laufbahn interessierte mich auch nicht. Außerdem waren 1986, als ich mit der Arbeit begann, schon die ersten Signale der Perestroika aus Moskau auch bei uns angekommen. Aber wir waren auch schon gebrannte Kinder. Mein Mann war am Ende der 70er Jahre wegen seiner Arbeiten zu Heiner Müller heftig kritisiert worden mit gravierenden Folgen für seine wissenschaftliche Laufbahn an der Universität. Es gehörte wohl auch zu den Besonderheiten der DDR, dass man sich mit den Autoren, über die man arbeitete, in gewisser Weise identifizierte. Vielleicht manchmal etwas zu viel, weil man auch das Gefühl hatte, als Verteidiger oder Anwalt tätig zu werden. Alles Geschichte!

Um noch einmal auf Ihre Frage nach den Netzwerken zurück zu kommen.

Es gab sowohl interne, aber auch Ost-West-Netzwerke. Seit Ende der siebziger Jahre ergaben sich intensive Verbindungen zu italienischen, französischen und spanischen Kolleginnen und Kollegen. Die in der DDR geschriebene Literatur wurde in den achtziger Jahren zunehmend ein beliebter Gegenstand für zumeist links orientierte Wissenschaftler aus Westeuropa, aber auch aus den USA und einigen asiatischen Ländern. Seit Beginn der achtziger Jahre intensivierten sich auch die Beziehungen zu amerikanischen Germanisten, die zu wissenschaftlichen Tagungen oder mit Stipendien nach Ostdeutschland gekommen sind.

Dafür sind dann in der Regel Naturwissenschaftler aus der DDR in die USA geschickt worden. Nachdem die DDR seit Anfang der achtziger Jahre schrittweise international anerkannt wurde, gab es mehr und mehr wissenschaftliche Beziehungen zu ausländischen Universitäten wie Turin, Rom, Madrid, Paris, oder Bath in England und auch in den USA. Mit Anna Chiarloni aus Turin, Wolfgang Emmerich aus Bremen, Jean Mortier aus Paris oder Peter Uwe Hohendahl und David Bathrick von der Cornell University standen wir seither in einem regen Meinungs austausch. Daraus erwachsen Freundschaften, die sich bis heute erhalten haben.

Die DDR ist ab Mitte der achtziger Jahre insgesamt großzügiger mit Reiseerlaubnissen für die Teilnahme an Tagungen oder wissenschaftlichen Projekten im westlichen Ausland verfahren. Ich habe bis 1988 allerdings nie eine Ausreisegenehmigung aus der DDR bekommen, obwohl ich viele Einladungen zu Konferenzen hatte, deren Gegenstand auch meine spezifischen Arbeitsgebiete tangierten wie Faschismus-Aufarbeitung in der Literatur der 50er und 60er Jahre in der DDR-Literatur oder auch zum Bitterfelder Weg. Ich erhielt nie eine Auskunft über die Gründe der Ablehnung. Da wir in Berlin wohnten, besuchten uns viele Kolleginnen und Kollegen aus der Bundesrepublik, die uns mit literarischen Neuerscheinungen und aktuellen wissenschaftlichen Publikationen versorgten. So hatten wir Einblicke in die laufenden Diskurse. Im geteilten Berlin war es ja leichter Netzwerke zu unterhalten als anderswo.

J. Jud: Und das war kein Problem?

T. Hörnigk: Ja, es war ein Problem zunächst für die, die die Bücher über die Grenze bringen mussten. Natürlich wuchs auch mein Frust über das Reiseverbot. Heiner Müller schenkte mir 1982 zu meinem 40. Geburtstag eine Landkarte von Texas. Er hatte mit dem ihm eigenen Humor oben drüber geschrieben: "Wer noch lebt, sage nie niemals". Da ist ein Zitat aus Brechts Stück *Die Mutter*.

J. Jud: Sie haben erzählt von einem Frust, der immer stärker wurde. Kann man das vielleicht in Verbindung mit Ihren Gefühlen am 9. November 1989 setzen? Wie haben Sie sich damals gefühlt?

T. Hörnigk: Wenn ich an den 9. November denke, kommt mir davor aber zuerst der 4. November in den Sinn, als wir uns zusammen mit vielen Freunden trafen, um an der von Künstlern organisierten großen Demonstration auf dem Alexanderplatz teilzunehmen. "Es war, als ob jemand ein Fenster aufgestoßen hätte", hatte Stefan Heym damals der halben Million Menschen zugerufen, die für eine Demokratisierung des Landes auf die Straße gegangen waren. Ich war doch mit dem Schicksal dieses Landes, in dem ich aufgewachsen bin, sehr verbunden. Es sollte nun endlich Demokratie einkehren. Gorbatschow hatte ein Signal gegeben. Viele von uns verbanden damit Hoffnungen, dass vielleicht nun so etwas wie der "Dritte Weg" zu einer gerechteren Gesellschaft geöffnet wäre. Dieser 4. November erschien wie der erste wichtige Schritt auf dem Weg, der vor uns lag. Für viele von uns war die Bundesrepublik in ihrer damaligen Gestalt keine Alternative. Die Reden von Christa Wolf, Stefan Heym, Christoph Hein und anderen zeugen davon. Heiner Müller ist übrigens ausgepiffen worden mit seinem von einer westdeutschen Gewerkschaftlerin übernommenen Text, in dem er warnte zu bedenken, welche möglichen Probleme mit der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Menschen in der DDR zukommen könnten. Die Hoffnung war groß, dass nun etwas Neues anfangen könnte und aus der DDR Vernünftiges zu retten ist. Aus diesem Anliegen heraus ist dann später der Aufruf "Für unser Land" entstanden, verfasst von Christa Wolf und Bürgerrechtlern, unterschrieben von vielen

Intellektuellen, wie auch Stefan Heym. Ich habe zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr geglaubt, dass das noch zu retten wäre.

Natürlich haben wir dann den Mauerfall am 9. November als Epochenerlebnis gefeiert. Aufgewachsen in beiden Teilen Berlins, war die Abriegelung Ostberlins 1961 für mich ein enormer Einschnitt und eine furchtbare Erfahrung. Das Leben ging aber weiter mit Studium, Beruf, Familie. Man hat sich im Laufe der Zeit in der Realität eingerichtet. Den von Egon Bahr dann propagierten „Wandel durch Annäherung“ haben wir auch hoffnungsvoll begrüßt – nicht in der Annahme, dass nun diese DDR sofort verschwinden muss, sondern, dass beide Teile Deutschlands sich friedlich in ein neues Europa integrieren könnten. Die Freude über den Mauerfall war uneingeschränkt. Damit hat sich für uns die Welt neu eröffnet.

J. Jud: Und Sie sagten, dass es am Anfang noch eine Hoffnung auf einen dritten Weg gab. Wie sehen Sie das heute – ist so eine gesellschaftliche Struktur überhaupt möglich, jetzt im Rückblick?

T. Hörnigk:

Wahrscheinlich nicht unter den jetzigen geopolitischen Gegebenheiten und Machtverhältnissen. Ich setze noch immer auf vernunftorientierte Leute, die Visionen von einer gerechteren Gesellschaft haben. Der Kapitalismus hat in seiner Geschichte doch schon oft Fähigkeiten zur Erneuerung bewiesen. Allerdings erleben wir gerade wieder eine Radikalisierung ungeheuren Ausmaßes, die ich schon als Folge auch widersprüchlicherer Entwicklungen des globalen Kapitalismus ansehen würde. Dennoch folge ich nicht den Theorien vom Ende der Geschichte nach dem Bankrott des Sozialismus, sondern baue darauf, dass es auf die Dauer auch wieder Kräfte geben wird, die ihre Vision von einer gerechteren Gesellschaft verwirklichen werden. Die Potentiale sind in der demokratischen bürgerlichen Gesellschaft durchaus erkennbar. Andererseits sehe ich mit großer Besorgnis die wachsende Intoleranz und Gewaltbereitschaft rechter Gegenbewegungen in ganz Europa. Und nicht nur dort. Leider ist Brechts Warnung, dass der Schoß noch fruchtbar ist, wieder sehr aktuell geworden.

J. Jud: Welche der Erwartungen, die Sie Ende 1989 hatten, wurden enttäuscht, welche wurden erfüllt oder sogar übertroffen? Speziell in Ihrem beruflichen Kontext?

T. Hörnigk:

Die sogenannte Wende mit der Folge der deutschen Vereinigung war für mich quasi der Beginn einer Erfolgsgeschichte. Ich hatte, im Gegensatz zu vielen anderen, sehr gute Ausgangsbedingungen. Die Akademie der Wissenschaften gehörte zu den gleich unmittelbar nach der Wende abgewickelten wissenschaftlichen Institutionen der DDR. Ich wurde positiv evaluiert und in ein wissenschaftliches Integrationsprogramm eingegliedert, das einen begrenzten Arbeitsvertrag am Germanistischen Institut an der Humboldt-Universität anbot. Darum hatte ich mich beworben und schließlich die Stelle einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin für fünf Jahre bekommen. Daneben bekam ich das Angebot, Literatur an amerikanischen Institutionen wie der Stanford University in Berlin und oder dem an der Humboldt-Universität angegliederten IES (Institute for the International Education of Students) zu unterrichten. Dort habe ich auch mehrere Jahre deutsche Literatur vermittelt, was mir großen Spaß gemacht hat. Gleichzeitig boten sich andere Möglichkeiten. Ich bekam sehr bald Einladungen ins Ausland, v. a. auf Grund der im Frühjahr 1989 in beiden Teilen Deutschlands gleichzeitig erschienenen Christa Wolf Monografie, deren Veröffentlichung auch eine spezielle Vorgeschichte hatte. Mit Blick auf den bevorstehenden 60. Geburtstag hatte ich das Manuskript der inzwischen weltberühmten Autorin im Herbst 1988 zur Veröffentlichung erarbeitet und dem Ostberliner Verlag Volk und Wissen vorgelegt. Irgendwie muss Gerhard Steidl vom Göttinger Steidl Verlag davon gehört haben, der zu mir

kam und sein Interesse an dem Buch bekundete. Ich habe mich natürlich sehr gefreut, aber - wie gesagt, im Herbst 1988 - darauf verwiesen, dass er sich die Rechte beim Verlag und wahrscheinlich auch im Kulturministerium der DDR einholen müsse. Er kümmerte sich umgehend darum und teilte mir mit, dass er nach Zahlung von 10 Tausend DM Gebühr die Lizenz bekommen habe. Nun war bekannt, dass die Verlage in der DDR den Deviseneinnahmen hinterher waren wie der Teufel hinter der armen Seele. Dieses Wissen gab mir eine große Beruhigung und Sicherheit, denn ich ahnte, dass die Abnahme des Manuskripts nicht ohne Probleme vor sich gehen würde. In einem Abschlussgespräch in der Verlagsleitung wurde ich dann prompt mit Änderungswünschen konfrontiert. Einige Einwände akzeptierte ich. Einen aber nicht. Der bezog sich darauf, dass ich zu oft das Wort „Mauer“ verwendet hätte und dafür doch lieber andere Begriffe nehmen sollte. Mit dem Hintergrundwissen, dass der Verlag schon zehntausend Westmark kassiert hatte, konnte ich mit Gelassenheit sagen: entweder "Mauer" bleibt, oder ich ziehe das ganze Manuskript zurück. Also keine Heldentat. Schließlich kamen die textidentischen Ausgaben im März 1989 in der DDR und in der Bundesrepublik in die Buchhandlungen. Lediglich in der Bildauswahl unterscheiden sich die beiden Ausgaben. Die westdeutsche sieht etwas schöner aus. Nach der Vereinigung war dieses Buch für mich ein Glücksfall. Ich bekam sehr schnell Einladungen zu Vorträgen in vielen westeuropäischen und amerikanischen Universitäten. 1992 lud mich Alexander Stephan nach Gainesville, Florida zu einer Gastprofessur ein. Danach habe ich in drei Jahren jeweils sechswöchige Sommerkurse am Middlebury College, Vermont deutsche Literatur unterrichtet und ich bin zu vielen Vorträgen an verschiedenen Unis an der Ost und Westküste der USA eingeladen worden. Ich war in Stanford, in Berkeley, Duke, Columbia, Amherst - also überall, und das war für mich natürlich wunderbar. Und auch für meine Familie, denn ich verdiente ja Geld und wir konnten viel herumreisen.

Dann waren diese fünf Jahre zu Ende. Ich dachte mir: wenn du jetzt arbeitslos wirst, kannst du ein Projekt entwerfen. Ich wollte eine Geschichte des ostdeutschen PEN schreiben. Mit diesem Projekt habe ich mich um ein Stipendium bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft beworben und gleich den Zuschlag bekommen. Ich wurde an eine Münchener Gruppe bei dem Germanisten Georg Jäger angegliedert. Die Zusammenarbeit verlief zügig und in einer außerordentlich angenehmen, unideologischen Arbeitsatmosphäre. Als erstes Arbeitsergebnis konnten wir dann 1996 den Band *Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg* (Hg. Sven Hanschek, Therese Hörnigk, Christine Malende) herausgeben. Mitten während der Weiterarbeit an diesem zeitlich limitierten Projekt machte mich ein Freund auf eine Anzeige in der *Zeit* aufmerksam. Dort war die Stelle ausgeschrieben: das Literaturforum im Brechthaus sucht eine neue Leitung. Zuerst winkte ich ab mit der Vermutung: Frau aus dem Osten und vermutlich mit 55 Jahren zu alt. Schließlich habe ich mich doch beworben, eigentlich nur als Test. Und dann habe ich wider Erwarten den Zuschlag bekommen und mein PEN Projekt aufgegeben. Das Literaturforum habe ich über zehn Jahre, wie mir allerorts bestätigt wurde, sehr erfolgreich geleitet. Im Nachhinein muss ich sagen, es war die interessanteste Zeit meines gesamten beruflichen Lebens. Dabei war es zunächst alles andere als leicht für mich, denn ich hatte weder Erfahrungen mit Kulturmanagement noch eine Ahnung von den damit zusammenhängenden ökonomischen Anforderungen. Ich bin - bildlich gesprochen - mit zugehaltener Nase und angehaltenem Atem ins Wasser gesprungen und musste mich in dem vielgestaltigen kulturellen Leben dieser Stadt etablieren und meinen Platz definieren. Ziemlich schnell war mir klar, dass ich diesen Ort in der Mitte Berlins als Kommunikationsraum, als eine Art Brücke zwischen Ost und West ausbauen kann. Dabei musste genug Platz bleiben, Traditionen des Literaturforums zu bewahren. Das hat gut

funktioniert und mir sehr viel Spaß gemacht. Ich konnte natürlich auch davon profitieren, dass ich mit vielen Autorinnen und Autoren, Theaterleuten und Bildenden Künstlern bekannt war und mich dadurch auf ein Netzwerk stützen konnte. Insofern bin ich eine Wendegewinnerin *par excellence*. Niemand hat mir ins Programm herein geredet, was ich umso mehr als Privileg empfunden habe, weil ich früher Bevormundung im Überfluss erlebt hatte. Es war wirklich eine große Freiheit, die ich erfahren habe und wofür ich sehr dankbar bin.

J. Jud: Welche literarischen und kulturellen Beiträge sind Ihrer Meinung nach besonders wichtige (und ggf. kritische) Auseinandersetzungen mit der Wiedervereinigung?

T. Hörnigk: Wir haben Günter Grass *Ein weites Feld* gelesen und waren sehr angetan mit der Art und Weise seiner Reflexionen. Wir haben natürlich auch verfolgt, wie er landauf landab kritisiert wurde mit seiner Warnung vor einer zu schnellen Vereinigung. Gleichzeitig liefen die ganzen Geschichten mit der Treuhand, die natürlich auch eine große Rolle in den Auseinandersetzungen spielte. Volker Brauns Gedicht *Das Eigentum* machte Furore, das eine gewisse Wehmut über verlorenen gegangene Hoffnungen reflektiert. Es gab viel Selbstkritisches zu lesen. So ein Buch wie Christa Wolfs *Was bleibt* oder *Leibhaftig* gehört sicherlich auch dazu. Ein Buch, das die eigene Beteiligung an dem thematisiert, was da zusammengebrochen ist. Ich denke auch an Stücke von Heiner Müller wie *Germania 3*. *Gespenster am toten Mann* oder an *Mommsens Block*.

J. Jud: In welchen anderen Gattungen gab es Ihrer Meinung nach wichtige Beiträge zur Debatte um die DDR-Literatur?

T. Hörnigk: In der Lyrik gab es viel Bemerkenwertes von Volker Braun, Karl Mickel oder Rainer Kirsch. Viele gute Lyriker aus der DDR äußerten sich sehr selbstkritisch und engagierten sich in den Auseinandersetzungen mit den neuen Verhältnissen. Natürlich gab es auch eine Menge Enttäuschungen, die artikuliert werden mussten - wie z.B. in Ingo Schulzes *Simple Stories*. In den besten literarischen Zeugnissen dieser Zeit werden Niederlagen immer auch gepaart mit Hoffnungen artikuliert.

J. Jud: Wie sehen Sie die Bedeutung des zeitlichen Abstands für eine literarische Auseinandersetzung mit der DDR, dem Mauerfall und der Wiedervereinigung? Sie haben am Anfang gesagt, dass Sie heute Texte von Christa Wolf ganz anders lesen als zu DDR-Zeiten.

T. Hörnigk: Wissen Sie – es gibt diesen Spruch, den ja nicht Christa Wolf erfunden hat, aber der bei ihr wieder aufgetaucht ist: „Sieger schreiben die Geschichte“. Ich denke, dass dieser Spruch heute immer noch sehr stimmig ist. Bernhard Schlink hat vor ein paar Jahren von der vorherrschenden „Kultur des Denunziatorischen“ in Bezug auf die Beurteilung der DDR gesprochen. Dieser Aufsatz befasst sich eigentlich mit seinem Metier, der Geschichtsschreibung (er ist bekanntlich Jurist und Historiker und Romancier). Seine Einlassung passt aber auch sehr gut auf viele Bewertungen von Literatur und Kunst aus der DDR. Eine Kultur des Denunziatorischen ist dort ausgeprägt, wo die Vergangenheit allzu undifferenziert mit heutigen Maßstäben und Kategorien vermessen wird. Oft werden die Zeitkontexte, die Gegebenheiten, die sozialen und die politischen Einflüsse überhaupt beiseite geschoben; man hat sozusagen ein moralisches Diktum, von dem aus gewertet wird. Eine solche Herangehensweise hat für mich etwas sehr Problematisches.

J. Jud: Ist es denn Ihrer Meinung nach nur etwas Negatives? Können nicht andere Einsichten auf etwas, was man früher ganz anders gelesen hat, entdeckt werden?

T.

Hörnigk: Ganz sicher. Stefan Hermlins Roman *Abendlicht* enthält ein sehr plastisches Beispiel für solch einen Rezeptionswandel, wenn er beschreibt, dass er das *Kommunistische Manifest* jahrelang falsch gelesen habe. Er hat nämlich immer gelesen, dass die Befreiung aller die Voraussetzung für die Freiheit des Einzelnen ist. Und im *Abendlicht* – also im Alter – hat er zum ersten Mal gelesen, dass die Freiheit des Einzelnen die Bedingung für die Freiheit aller ist. Das Buch ist schon in der DDR erschienen und in diesem Sinne ist diese neue Lesart völlig klar. Selbstverständlich gibt es neue Einsichten, Ereignisse und Änderungen in der Welthaltung von Menschen, die die Lektürewesen beeinflussen und verändern. Zu diesen allgemein gültigen Veränderungen in den Rezeptionserfahrungen kamen mit dem Ende der DDR und der Öffnung der Akten sehr spezielle Wirklichkeitssichten zutage. Da war einerseits das Entsetzen über die Ausmaße der Überwachung und die Abscheu vor den im Sicherheitswahn verschwendeten Potenzen des Landes. Andererseits schreckt mich aber auch die nicht enden wollende Instrumentalisierung dieses Apparates ab. Es gibt einen schönen Song vom Liedermacher Reinhard Lakomy mit dem Titel „Alles Stasi außer Mutti“. Ich bin sehr dafür, dass diese Akten zugänglich bleiben und von einem ordentlichen Archiv verwaltet, eingesehen werden können. Mir erscheint es heutzutage aber auch geradezu grotesk, dass diese Behörde um ein Vielfaches mehr an Mitarbeitern und Mitteln zur Verfügung hat als die Bundeszentrale für politische Bildung. Die Stasi allein erklärt nicht die DDR und die Verhältnisse in der DDR. Das wird sich natürlich mit der Zeit, im historischen Abstand ändern – da bin ich ganz zuversichtlich.

J. Jud: Welche DDR-Autoren scheinen heute zu Unrecht vergessen?

T.

Hörnigk: Franz Fühmann kommt mir spontan in den Sinn. Er gehört, wie auch Johannes Bobrowski, Irmtraud Morgner, Jurek Becker und einige andere zu den zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Autorinnen und Autoren aus der DDR. Aber das ist wohl Alltag im geschichtlichen Prozess. Auch so bedeutende Autoren wie Heinrich Böll werden heutzutage wenig gelesen. Es gibt Zeiten für Literatur und Zeiten für Autoren. Manche treffen den Zeitnerv und manche sind zeitlos. Bücher und Stücke wie Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und *Kassandra*, oder Heiner Müllers *Auftrag* werden wieder und wieder neu gelesen oder auf dem Theater interpretiert und bekommen neue Aktualität. So haben wir bei einem internationalen Kolloquium zum 85. Geburtstag von Christa Wolf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus 12 Ländern um Beiträge zu aktuellen Rezeptionserfahrungen gebeten. Die Beiträge aus Südkorea und China belegten, dass *Der geteilte Himmel* immer noch eine große Wirkung hat.

J. Jud: Welche Probleme sehen Sie bei heutigen Repräsentationen und Rekonstruktionen der DDR?

T. *Hörnigk*: Die in der DDR entstandene Literatur muss wie jede andere auch, nach ihrem ästhetischen Gehalt befragt werden. Wenn aber vorab mit dem Begriff „Unrechtsstaat“ hantiert und alles andere dem untergeordnet wird, ist der Diskurs schon festgelegt, oder besser, festgefahren. Interessanterweise wird dieser Begriff heute auf keinen der anderen ehemaligen Ostblockstaaten angewendet, obwohl allen sich sozialistisch definierenden Ländern die Machtausübung durch die herrschende Partei gemeinsam war. Für keine dieser Diktaturen wird der Begriff „Unrechtsstaat“ gebraucht, wie es in einem maßgeblichen Teil der zeitgenössischen deutschen Diskurse geschieht. Der bleibt allein für die DDR vorbehalten und wird instrumentalisiert. Es gab und gibt zum Glück auch gewichtige Stimmen, die zur Besonnenheit im Umgang mit der Geschichte mahnen und Differenzierung einfordern, denn nicht alle in der DDR wegen Verbrechen verurteilte Menschen kamen wegen politischer Urteile ins Gefängnis. Wenn also der Begriff „Unrechtsstaat“ schlichtweg nur zur

Deligitimation genutzt wird, fühlen sich viele Leute gekränkt. Man möchte sich nicht dauernd sagen lassen: du hast, bloß weil du nicht in den Westen gegangen bist, nicht Selbstmord begangen hast und nicht im Knast warst, immerzu im Unrecht gelebt und damit alles akzeptiert. Ich überspitze etwas.

Es ist gerade die Literatur aus dieser Zeit, die Konturen und Bilder des Lebens mit all seinen Widersprüchen und Konflikten dokumentiert. Sie erzählt von menschlichen Erfolgen und Niederlagen, von Hoffnungen und Enttäuschungen, wie wir sie auch anderswo finden. Andauernde Pauschalverurteilung befördert nicht das Einheitsbewusstsein.

J. Jud: Inwiefern ist die heutige Literatur- und Kulturlandschaft geprägt durch Schriftsteller, Themen and Herangehensweisen, die Sie speziell mit der DDR verbinden?

T. Hörnigk: Lange Zeit lag eine mediale Aufarbeitungsstrategie im Trend, in deren Vordergrund immer die Stasi erschien. In der Literatur gibt es inzwischen sehr viel mehr differenzierte Sichtweisen. Ich denke dabei an ein Buch wie *Machandel* von Regina Scheer. Das ist ein sehr interessanter Text, der die Verhältnisse im Spiegel historischer Entwicklungen in ihren Auswirkungen auf die Schicksale von Individuen darstellt. Die Geschichte der DDR hat eben eine Vorgeschichte, die nicht in Vergessenheit geraten sollte. Ein anderes, für mich sehr interessantes Buch ist Marion Braschs *Ab jetzt ist Ruhe*. Autorinnen wie Kathrin Schmidt und Jenny Erpenbeck wären zu nennen. Die Reihe ist lang. Es gibt viele Biographien von jüngeren Autoren, die sich an ihre Kindheit und Jugend erinnern. Dann würde mir *Der Turm* oder auch Eugen Ruges *In Zeiten des abnehmenden Lichts* einfallen. Allerdings erscheinen diese Texte mir einseitig, um nicht zu sagen marktorientiert vor dem Hintergrund aktueller Diskussionen.

J. Jud: Was ist Ihrer Meinung nach das kulturelle und literarische Erbe der DDR? *T.*

Hörnigk: Das kulturelle und literarische Erbe wird von den nachfolgenden Generationen neu auf seinen Bestand hin befragt werden. Das trifft sicherlich für einige Autorinnen und Autoren zu. Heiner Müller, auch wenn er jetzt nicht gerade Konjunktur im Theater hat, oder Peter Hacks, der mehr gespielt wird, Volker Braun, Christa Wolf, Franz Fühmann, Stefan Heym oder auch Stephan Hermlin werden wieder erinnert werden. Die Reihe wäre um viele Namen zu ergänzen.

J. Jud: Sie sind Mitgründerin und Vorstandsvorsitzende der Christa Wolf Gesellschaft. Die internationale Gesellschaft will, laut Satzung, das Studium und die Verbreitung des Werkes von Christa Wolf, die Pflege ihres Nachlasses und die Erinnerung an ihr Leben fördern. Was sind Ihrer Meinung nach die Hauptthemen von Christa Wolfs Schaffen, die die Relevanz ihrer Literatur heute noch bewirken, vor allem auch in einem internationalen Kontext?

T. Hörnigk: Ich denke, die Bücher Christa Wolfs, in denen sie Aufbrüche und Hoffnungen von Menschen, ebenso wie die Abschiede, Enttäuschungen, Illusionen thematisiert hat, werden kontinuierlich ihre Leserinnen und Leser finden. Sie gehört zu den bedeutendsten Stimmen der deutschsprachigen Literatur seit Mitte des 20. Jahrhunderts. Der unverwechselbare Ton ihrer Prosa, die auf Dialog mit dem Leser gerichtete Erzählstrategie und Art, wie sie vor dem Hintergrund historischer Zwänge erinnern und nachdenken, die Möglichkeiten und Grenzen individueller Selbstverwirklichung zum Gegenstand ihrer Prosa macht, werden auch zukünftig ihr Lesepublikum finden, ebenso wie ein Buch wie *Störfall* mit seinen Fragen um Nutzen und Grenzen des Umgangs mit neuen Technologien seine Bedeutung behalten wird. Ihr letztes Buch *Stadt der Engel* habe ich mit großer Erschütterung als einen Text gelesen,

der sehr selbstkritisch ist aber auch den Gewinn neuer, individueller Freiheiten dokumentiert.

J. Jud: In einem Interview mit ihrer Enkeltochter Jana Simon diskutieren Christa und Gerhard Wolf die eher apolitische Neigung in Simons Generation. Ich bin auch der Meinung, dass es den jungen Leuten heute – ich selber kann nur meine Generation in der westlichen Hemisphäre beurteilen – in dieser Hinsicht oft an politischer Überzeugung mangelt. Ich habe die überzeugten Sozialisten in der DDR in dieser Hinsicht oft beneidet. Ihr Standpunkt war klar, sie konnten sich damit identifizieren und haben diese Realität gelebt. Meiner Generation steht die Welt offen, wir haben oft zu viele Möglichkeiten, können uns für nichts entscheiden und wissen nicht wohin. Was meinen Sie zu diesem Thema? Ist die heutige soziale und gesellschaftliche Offenheit und Freiheit eine positive Entwicklung oder brauchen die Menschen eine Ideologie, an der sie sich orientieren können?

T. Hörnigk: Ich würde das nicht als Gegensatz beurteilen. Ich sehe, dass wir alle Möglichkeiten einer positiven Entwicklung haben und dass wir sie vielleicht an vielen Stellen noch nicht genügend nutzen. Das sind ja immer subjektive Einstellungen, die man artikuliert. Ich empfinde das Leben in dieser demokratischen Gesellschaft als eine große Freiheit, die Raum lässt für bürgerrechtliches Engagement.

J. Jud: Aber hat das etwas mit dem Politischen zu tun, mit einer politischen Meinung? *T. Hörnigk:* Also, wissen Sie, die großen Utopien sind sicherlich für lange Zeit perdu. Sie haben dem realen Praxisbeweis nicht stand gehalten. Es gibt in Berlin so einen Spruch, wenn einer so großspurig ist - zu fragen: „Haben Sie es nicht ein bisschen kleiner?“ Vielleicht sollte man eben wirklich da anfangen, wo etwas zu verbessern ist, sich etwa dafür einsetzen, dass Flüchtlinge anständig behandelt werden, dass gesellschaftliches Engagement wieder mehr zur eigenen Sache gemacht wird. Viele Leute sind ja, zumal im Osten, enttäuscht und denken, sie sind wieder Objekte in dem großen Spiel und pflegen ihre Verlustängste. Ich denke es ist wichtig, dass man so ein Ziel, wie eine gerechtere Gesellschaft nicht als Phrase hier abtun sollte.

J. Jud: Und haben Sie eine Idee wie man am besten die jüngere Generation überzeugen könnte, aktiver teilzunehmen?

T. Hörnigk: Was mich beunruhigt, ist der auch in Deutschland zu beobachtende Trend, dass besonders junge Menschen immer desinteressierter an Politik sind. Jahrelang wurde zu Recht beklagt, nicht frei wählen zu können. Jetzt kann jeder wählen was er will, mit dem Ergebnis, dass viele Menschen, besonders im Osten nicht mehr zur Wahl gehen. Allmählich verschiebt sich die Skala nach rechts. Aber ich setze nach wie vor auf die Kraft der Aufklärung und auf junge Leute, die sich für gerechtere Verhältnisse in der Gesellschaft an unterschiedlichsten Orten engagieren.